

Als ich noch ein Brett vorm Kopf hatte *Aus dem Arbeitsleben eines Jungingenieurs*

Es war Anfang 1977, als ich meine Berufskarriere als Ingenieur startete. Ich hatte an der Fachhochschule Gießen, Bereich Friedberg, den Studiengang „Allgemeiner Maschinenbau“ belegt und diesen mit Erfolg abgeschlossen. Die Studienzeit mit dem genüsslichen Leben des Studenten lag hinter mir. Ich war jetzt ein „Graduierter Ingenieur“. Das entsprach damals in etwa dem heutigen „Bachelor“. Damit war ich Träger des niedrigsten akademischen Grades geworden. Es wurde Zeit für mich, einen Job zu suchen, um das Erlernte umzusetzen und um endlich etwas Geld zu verdienen. Ich hatte auch keine Lust länger zu studieren, um auch noch den nächsten Grad, das „Diplom“ zu erwerben, obwohl ich das mit meinen erst 23 Lebensjahren hätte tun können. Mit dem Diplom in der Tasche hätte ich wohl auch bessere Verdienstmöglichkeiten gehabt. Doch ich entschied anders und suchte Arbeit. Das passte zu mir. Der Verdienst war mir damals nicht so wichtig. Zudem wusste ich auch noch nicht so recht, in welche Richtung ich gehen sollte. Ich wusste nur, dass ich etwas gestalten wollte. Aufgewachsen im Schottener Ortsteil Eichelsachsen hatte ich keine große Auswahl. Der Mann von der Arbeitsagentur in Lauterbach, bei dem ich mich arbeitssuchend meldete, meinte lapidar, dass er mir kein Angebot machen könne. Er sagte wortwörtlich: „Ingenieure des Maschinenbaus werden im Vogelsberg nicht gesucht!“ Ich verstand sofort. Ich verabschiedete mich artig und tauchte nie wieder im Amt auf.

Danach nahm ich die Jobsuche komplett in meine Hand. Ich schrieb alle Firmen in einem Radius von 50 Kilometern an, bei denen ich nur den geringsten Verdacht hegte, dass man einen guten Ingenieur, der direkt von der Schule kam, brauchen würde. Dazu bewarb ich mich in alle Richtungen der Sparte Maschinenbau.

Ich hatte Glück. Nach nur zwei Wochen Arbeitslosigkeit im Anschluss an das Studium, zeigte eine kleine Gießener Firma Interesse. Die Firma war im Spezialpumpenbau für

Dosiertechnik tätig. Ich wurde zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Ob ich mich mit Dosierpumpen, sowie deren Aufgaben- und Einsatzbereiche auskenne, hatte mich der Chef während des Gespräches gefragt. Ich stotterte etwas aus mir heraus. Es klang so ähnlich wie: „Nein ich hatte eigentlich meinen Schwerpunkt auf Fördertechnik gelegt.“ Die Auslegung eines vollhydraulischen selbstfahrenden Mobilkranes war mein Studienschwerpunkt und auch Thema meiner Ingenieurarbeit gewesen. Der Chef entgegnete prompt: „Sehen Sie Herr Schröder, in diesen Kränen gibt es doch auch Pumpen. Diese arbeiten so ähnlich, wie die Dosierpumpen. Wenn Sie wollen, können Sie nächsten Montag schon bei uns anfangen!“ Ich war nicht sofort überzeugt, doch den Arbeitsplatz in Aussicht, ließ ich mich auf den Handel ein. Das Feilschen um die Höhe des ersten Gehaltes war dann nur noch Formsache. Ich nahm an, was mir geboten wurde. Ich war zufrieden, denn ich hatte den Arbeitsplatz. Trotzdem beschlich mich noch immer ein mulmiges Gefühl. Ich hatte nicht erfahren, was ich an meinem Arbeitsplatz eigentlich tun sollte. Das hatte man mir im Gespräch nicht verraten. Und ich hatte es in meiner Aufgeregtheit nicht hinterfragt. An besagtem Tag, wo ich erscheinen sollte, fuhr ich trotzdem hin und meldete mich an der Pforte.

Das Firmengebäude war so ausgelegt, dass gleich eingangs die Büroräume des Chef, des Vertriebs, des Einkaufs und die der Buchhaltung eingerichtet waren. Anschließend folgte die Produktionshalle und zuletzt, ganz hinten, lagen die Büroräume der Technik. So landete ich früh morgens des ersten Tages im Büro der Sekretärin. Sie war hübsch und sehr freundlich zu mir. Der Chef sei noch nicht da, sagte sie, er sei noch beim Schwimmen. Das würde er jeden Morgen vor der Arbeit machen. Danach würde er mich empfangen. Sie begleitete mich durch die Produktionshalle zu den Räumen der Techniker. Hier waren die Büros der Konstruktion und der Arbeitsvorbereitung untergebracht. Sie zeigte mir meinen Arbeitsplatz und stellte mich meinen neuen Kollegen vor. Als wir den Raum betraten, in dem ich arbeiten sollte, herrschte

dort noch geräuschvolle Geschäftigkeit. Plötzlich überwog die Stille. Jeder arbeitete ruhig vor sich hin. Was mir dabei besonders auffiel war, dass jeder „*ein Brett vor dem Kopf*“ hatte und scheinbar wie gespannt darauf stierte. Diese Bretter waren die Zeichenmaschinen. Sie standen in Reih und Glied hintereinander. Ich kannte sie schon aus dem Studium. Bei meiner Abschlussarbeit hatte ich darauf auch etwas zeichnen müssen. Einen derart großen Saal, angefüllt mit akkurat hintereinander ausgerichteten Zeichenmaschinen, das hatte ich bis dahin aber noch nicht gesehen. Ich war tatsächlich im heiligen Konstruktionsbüro der Firma gelandet.

Ein Platz war frei. Das sollte jetzt mein Platz sein. Die Sekretärin machte mich bekannt und verschwand wieder. Da saß ich als so genannter Jungingenieur und musste mich beschnuppern lassen. Rasch fand ich heraus, dass die neuen Kollegen nicht so übel waren. Fast alle waren in meinem Alter. Nur wenige zählten mehr als 30 Jahre. Es schien ein sehr junges Konstruktionsbüro zu sein, mit einem Altersschnitt von ca. 25 Jahren. Plötzlich wurde es wieder ruhig im Raum. Alle schlichen rasch zu ihrem Platz und begannen mit geschäftiger Tüchtigkeit. Was war los?

Der Chef kam. Natürlich wurde ich von ihm überschwänglich begrüßt, ungefähr mit den Worten: „Entschuldigen Sie Herr Schröder, dass ich Sie nicht gleich in der Frühe habe empfangen können!“ Doch Geschäfte und Termine usw., hätten ihn gehindert. Mir hatte die Sekretärin aber schon verraten, dass er beim Schwimmen gewesen sei. Den Kollegen, mit denen ich mich ja schon etwas bekannt gemacht hatte, stellte er mich als zukünftigen „Tausendsassa“ vor, der ihnen demnächst zeigen werde, wo es entlang ginge. Dann verschwand er. Die gespielte Geschäftigkeit der Kollegen hörte sofort auf. Sie interessierten sich wieder für mich. Manche grinsten dabei ziemlich auffällig. Das machte mir deutlich, was sie von den Worten des Chefs hielten.

Ich fragte sie, ob das Verhalten des Chefs etwas zu bedeuten hätte oder ob ich etwas falsch gemacht hätte. Nein, alles sei richtig gewesen. Es hätte auch nichts mit mir zu tun. Sie brannten förmlich darauf, mich sofort aufzuklären. Sie erklärten mir, dass das immer so sei, wenn eine neue Person eingestellt würde. Es klang so, als ob das jede Woche passiere. Der Chef würde immer wieder neue Ingenieure einstellen, die er ihnen, der Gruppe, vorsetze. Die meisten Leute im Büro hatten eine Ausbildung als Technischer Zeichner. Die Ingenieure hole der Chef immer direkt von der Hochschule, dann brauche er nicht viel zu zahlen, gab man mir zu verstehen. Sie würden mit großen Versprechungen und Aufstiegschancen gelockt. Die meisten würden dann schon nach kurzer Zeit wieder kündigen. Mein Vorgänger hätte gerade mal drei Monate durchgehalten. Ich dachte bei mir: „Prost Mahlzeit, da bist du jetzt auch darauf hereingefallen!“ In nur zwei Stunden hatte ich an meinem ersten Arbeitstag herausgefunden, dass ich nur „Löwenfutter“ zwischen Chef und Mannschaft werden sollte.

Der erste Tag ging um und endlich nahte der Feierabend. Ich hatte es geschafft und bereitete mich innerlich vor, wie ich die nächsten Tage angehen wollte. Ich versuchte die Regeln, die in der Firma herrschten, zu erkennen und zu erlernen. Dabei konzentrierte ich mich in erster Linie auf die mir zugewiesene Arbeit. Diese bekam ich natürlich direkt vom Chef. Ich wollte sie ordentlich verrichten und mit Erfolg abschließen. Leider konnte ich die Aufträge ohne Anleitung nicht ausführen. Ich verstand seine Anweisungen nicht. Ich war wohl ganz auf die Kollegen angewiesen. Das klappte nicht sofort. Erst mussten wir zusammen „warm“ werden. Es gab daher viele Tage, an denen ich, wie mit einem „Brett vor dem Kopf“, im wahrsten Sinn des Wortes, vor meiner Zeichenmaschine saß und nichts wollte funktionieren. Ich sollte eine Dosierpumpe neu konstruieren und wusste nicht wie. Ich saß, am Bleistift knabbernd und aufs Zeichenbrett starrend, wartete bis Pause war oder der Feierabend nahte. Manchmal kam der Chef hereingestürmt, machte einem Kollegen den Entwurf zunichte

und verschwand wieder, so schnell er gekommen war. Um mich kümmerte er sich nicht. Ich merkte bald, dass er immer neue Ideen hatte, die er meist sofort ausgeführt haben wollte. Die Ideen und Leistungen seiner Mitarbeiter interessierten ihn dabei eher weniger. Wo war ich bloß gelandet?

In den ersten Wochen meiner Anstellung geschah nicht viel. Da ich keine vernünftigen Anweisungen bekam, arbeitete ich bei den Kollegen einfach mit, frei nach dem Motto: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!“ Nicht jedem gefiel meine Einstellung. Manche der Kollegen mauerten, wollten mir nichts zeigen und schienen etwas zu verbergen. Das waren diejenigen, so war mir aufgefallen, die immer den größten Druck vom Chef abbekamen. Sie hatten einfach Angst.

Andere sahen das ganz locker und ließen den Dampf des Chefs an sich vorüberziehen, als sei es nur ein Güterzug, der aus Versehen gerade Mal durchs Büro rauschte. Einmal beobachtete ich, dass der Chef einen Mitarbeiter zusammenstauchte, der seine Füße auf den Schreibtisch hochgelegt hatte, und mit flach gestellter Rückenlehne des Stuhles vor sich hindöste. Er hatte abends zuvor gefeiert. Dem Chef entfuhr folgendes: „Herr Soundso, was ist das für eine Arbeitshaltung? Sie werden nicht fürs Ausruhen bezahlt!“ Der Angesprochene entgegnete, ohne seine Position zu verändern: „Ich ruhe mich nicht aus. Ich denke. Ich löse gerade ein Problem an der Dosierpumpe XY, die Ihnen doch so viele Reklamationskosten bereitet. Morgen bekommen Sie das Ergebnis.“ Der Chef entgegnete: „Ich erwarte das Ergebnis heute!“ „Das sagte ich doch, morgen früh“, entgegnete der Mitarbeiter.

Ich war baff vor Erstaunen. Nichts war passiert. Er wurde danach in Ruhe gelassen. Dafür mussten andere, die nicht beteiligt waren, die schlechte Laune des Chefs ausbaden.

Ich orientierte mich an den so genannten „Coolen Typen“ im Büro. Ich suchte ihre Nähe und arbeitete ihnen zu, wenn es mein Wissen zuließ. Es funktionierte. Ich sog alle Tricks, die diese Kollegen auf Lager hatten, in mich hinein. Ich machte

alles mit. Ich lernte schnell, nur dann zu arbeiten, wenn der Chef da war. War er unterwegs, ließ man sofort den „Griffel“ fallen. Anders, als es heute in der von Computern und Smartphones kontrollierten Arbeitswelt ist, konnte man das Brett, das man vorm Kopf hatte, nutzen, um Aktivität vorzutäuschen. Man musste nur immer eine Zeichnung auf dem Brett haben. So konnte man, sobald der Chef im Raum war, die Lineale bewegen und Linien auf die Zeichnung ziehen. Diese Aktivität war in den Konstruktionsbüros auch unter dem Begriff „Gewichte bewegen“ bekannt. Zog man Linien mit den Linealen, bewegten sich die oberhalb der Zeichenbretter angebrachten Gegengewichte. Das schaffte Arbeitsatmosphäre und machte den Chef zufrieden. Kam er dann wider Erwarten doch an die eigene Zeichenmaschine, musste man für die erzeugten Linien sofort eine plausible Erklärung parat haben. Meist war es sowieso falsch, was man selbst gezeichnet hatte. Er verwarf dann gerne den gezeichneten Unsinn und reagierte sich dabei ab. War man sich dessen bewusst, konnte man aber hinterher ruhig weiterarbeiten und die Konstruktion nach eigenen Vorstellungen zu Ende führen. Ganz gewiefte Kollegen hatten immer ein ungültiges Blatt über die Originalzeichnung gespannt. Da ließen sie den Chef hineinkritzeln. Meistens merkte der das nicht. War er weg, wurde an dem Original weitergearbeitet. War die ausgearbeitete Lösung in die Praxis umgesetzt und funktionierte gar, gab es manchmal Lob dafür und Anerkennung, dass man doch dem Vorschlag des Chefs gefolgt sei. So bewegte ich mich in den ersten Wochen meiner Anstellung als Ingenieur ohne aufzufallen, andererseits aber auch ohne viel Freude durch die Arbeitstage, bis auch ich plötzlich zum Chef gerufen wurde. Die Kollegen horchten auf. Nein, ich wurde nicht im Büro zur „Sau gemacht“, ich musste zum „Sau machen“ bei ihm antanzen. Man tuschelte, gab mir gute Ratschläge, wie ich mich am besten wehren sollte. Mein Herz war in die Hose gerutscht, als ich sein Büro betrat.

„Herr Schröder setzen Sie sich!“ Ohne Umschweife eröffnete er mir, dass nun meine Probezeit zu Ende sei. Er hätte mich

beobachtet. Ich würde eigenständig und sauber arbeiten, meine Meinung vertreten, ohne der Firma zu schaden und trotzdem gut in den Kollegenkreis passen. Ich hätte mir schon viel Spezialwissen erarbeitet und es sei nun an der Zeit, dass ich meine eigentliche Aufgabe beginnen solle. Dazu bekam ich als Motivation eine kleine Gehaltszulage. Stolz wie „Oskar“ verließ ich das Büro. Die neue eigentliche Aufgabe hatte er mir aber nicht mitgeteilt.

So machte ich weiter wie bisher. Arbeit gab es genug. Die Kollegen freuten sich, wenn ich ihnen bei den Zeichnungen half. Dazwischen achteten wir streng auf die Pausenzeiten. Die Pausen wurden sehr pünktlich begonnen und mit mindestens 30 Minuten immer ausreichend überzogen. In diesen Pausen spielten wir oft Karten. Wir spielten „Mau-Mau“ um Geld. Die Pausen machten wir so zu den Höhepunkten eines jeden Arbeitstages.

Nicht immer waren die Tage ausgefüllt mit Sonnenschein. Es mussten auch Berechnungen zu den Pumpen durchgeführt werden. Dazu gehörten die Ermittlung der Pumpenleistung, Durchflussmengen und viele weitere Kenndaten, die zu berechnen waren. Davon hatte ich keine Ahnung. Es gab dafür eigene Berechnungsordner. Diese wichtigen Unterlagen standen im Schrank des Archivs unter Verschluss. Mittlerweile hatte ich festgestellt, dass die Konstruktion zu den Personen, die im Vertriebsbüro tätig waren, gute Kontakte pflegten. Mehrmals am Tag wechselte man aus dem einen zum anderen Büro. Dabei musste man immer durch den Produktionsbereich gehen. Es gab keinen anderen Weg. In der Produktion wurde man argwöhnisch beäugt, besonders die Neulinge unter den „Weißkitteln“. Wir mussten in den Büros alle einen weißen Kittel tragen. Ich hatte rasch rausgefunden, dass man auch immer eine „Unterlage“ bei sich tragen sollte. Das zeigte anderen „Wichtigkeit und Kompetenz“ an. So ausgerüstet, wurde man nicht so stark beobachtet und kam unbeachtet durch den Produktionsbereich. Eines Tages, einige Kollegen saßen wieder im Vertriebsbüro zu einer Besprechung

zusammen, war ich fast alleine im Büro. Nur eine Kollegin war noch da. Plötzlich klingelte mein Telefon. Ich erschrak und dachte sofort an den Chef, der auf Dienstreise war und jetzt dringend etwas brauchte. Doch am anderen Ende der Leitung war nur der Vertriebsleiter. Er bat mich den speziellen Berechnungsordner zu bringen, der immer unter Verschluss gehalten wurde. Die Kollegin, die mitgehört hatte, grinste schon und brachte mir unaufgefordert den Ordner. Ich marschierte los. Den Ordner fest unter dem Arm eingeklemmt, streifte ich durch die Fertigungshalle und erreichte rasch das Büro des Vertriebsleiters. Ich kannte ihn, hatte aber noch nichts mit ihm zu tun gehabt. In seinem Büro saßen einige meiner Kollegen. Ich sollte mich auch setzen und den Berechnungsordner öffnen.

Ich tat, wie mir geheißen wurde. Ich öffnete den Ordner und bekam einen hochroten Kopf. Ich fand darin drei Flaschen mit Schnäpsen, Likör und Gläser. Alle lachten und erklärten mir, dass das der Ordner für die allerschwierigsten Fälle sei. Erst, wenn man gar nicht mehr weiter wisse, würde der Ordner zu Rate gezogen. Ich fühlte mich geehrt, dass man mir nach so kurzer Zeit der Zugehörigkeit, dieses wichtige Werkzeug zur Berechnung anvertraut hatte. Die Besprechung dauerte an diesem Tag etwas länger. Ich wurde eingeladen, um an den Berechnungen mitzuwirken und meinen Beitrag zu leisten. In der restlichen Arbeitszeit hat an diesem Tag niemand mehr gearbeitet.

So ging der Trott weiter. Manchmal machte uns der Chef runter, manchmal lief alles geschmeidig. Eines Morgens musste ich wieder in sein Büro kommen. Er hatte Besuch von Vertretern des VDMA (Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau). Er stellte mich ihnen als Spezialist und Administrator für das Stücklisten- und Ablagewesen der Firma vor. Ich verstand nur „Bahnhof“. Die Besucher hatten gleich gemerkt, dass es mich eiskalt erwischt hatte. Sie gaben mir einige Tipps und Unterlagen, sowie Kontaktadressen. Als sie

gegangen waren, sagte der Chef nur: „Das ist ihre neue Aufgabe, Herr Schröder!“

Endlich, nach gut sechs Monaten, hatte ich verstanden, warum er mich angestellt hatte. Ich sollte in der Firma ein neues Nummern- und Ablagesystem aufbauen, das durchgängig von der Konstruktion über die Produktion zum Vertrieb auf Knopfdruck abrufbar sein sollte. Der Gedanke war nicht schlecht, denn es gab keine strukturierte Ablage. Jeder entwickelte etwas und pflegte seine Konstruktionen und Zeichnungen im Schreibtisch aufzubewahren. Die Schreibtische wurden abends verschlossen, so dass kein anderer an die Unterlagen dran konnte. Austauschbarkeit und Transparenz waren so nicht gegeben. Das konnte in einem modernen Fertigungsbetrieb auf Dauer nicht funktionieren. Daraufhin begann ich Unterlagen zu sammeln, um erst einmal eine gewisse Grundstruktur des geplanten Ablagesystems zu erzeugen.

Doch es kam ganz anders. Im zweiten Drittel des Jahres hatten nahezu 30 % meiner Kollegen gekündigt, beziehungsweise planten, den Betrieb zu verlassen. Die Gründe dafür waren, einerseits der hohe Erwartungsdruck, andererseits relativ schlechte Bezahlung. Plötzlich sah auch ich meine Felle davon schwimmen. Ich war auf die Hilfe der Kollegen angewiesen. Aufgrund der hohen Fluktuation, sah ich keinen anderen Ausweg mehr, als ebenfalls zu kündigen. Im Dezember 1977 beendete ich in einer Art Panikreaktion den Vertrag und wandte mich anderen Gefilden zu. So war ich zuletzt doch dem System zum Opfer gefallen, ähnlich wie es meinen Vorgängern ergangen war, und was man mir schon am ersten Tag prophezeit hatte.

Heute hat sich die Arbeitswelt in der Technik und den Ingenieurbüros so stark verändert, dass nichts mehr vergleichbar ist mit den Betriebsabläufen der 1970er Jahre. Zeichenmaschinen gibt es schon lange nicht mehr. Die Nummern- und Ablagesysteme sind längst in großen

Datenbanken erfasst und meist in den firmeneigenen Netzwerken für alle Mitarbeiter abrufbar. Manchmal denke ich, dass mein damaliger Chef nicht ganz Unrecht hatte, mit der mir gestellten Aufgabe. Doch die Zeit für diese Idee war noch nicht reif genug. Das änderte sich spätestens Ende der 1980er Jahre, als in den Büros verbreitet Personal - Computer zum Einsatz kamen. Erst danach konnten auch die Nummern- und Ablagesysteme der Firmen computertauglich und auf Knopfdruck abrufbar gemacht werden.

Bernd Schröder
Rainröder Straße 11
63679 Schotten Eichelsachsen
Tel.: 06044 / 3886
24. Januar 2020